

D e r W a l d

**– eine der wichtigsten Lebensgrundlagen für
unsere Vorfahren –**

Leben in einem Reichswalddorf

Verfasser:
Kurt Schäfer

Weilerbach, Januar 2013

Der Wald – eine der wichtigsten Lebensgrundlagen für unsere Vorfahren –

Leben in einem Reichswalddorf

„O Täler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald, du meiner Lust und Wehen andächt`ger Aufenthalt!“ Wer – zumindest aus der älteren Generation – kennt sie nicht, diese Verse (1810) des Romantikers Joseph von Eichendorff (1788 – 1857) und ihre bei allen deutschen Männerchören beliebte Vertonung (1843) durch Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809 – 1847)!

Wir Deutschen haben ja ein ganz besonders intensives Verhältnis zu Waldlandschaften, und die deutschen Dichter haben den deutschen Wald ausgiebig mit Tiefsinn und Gefühlen ausgestattet.

Das hat beispielsweise auch ein Autor getan, zu dem wir Weilerbacher eine besondere Beziehung haben, nämlich der Spätromantiker Oskar von Redwitz in seinem Erstlingswerk, dem nach seinem Erscheinen 1849 sofort zum Bestseller avancierten Versroman „AMARANTH“. Der Wald, der deutsche Wald, bildet die Kulisse zu dem im Mittelalter angesiedelten Geschehen.

Und es ist der Reichswald mit dem Schellenberger Hof, den Redwitz in seinem autobiographischen Roman „HERMANN STARK“ als Stätte der Begegnung mit seiner Geliebten so wortmächtig vor uns Lesern erstehen lässt.

Auch die Malerei zeigt über alle möglichen Stilepochen hin – nicht nur in der Romantik – eine ganz starke Affinität zur Darstellung von Wäldern und Waldlandschaften. Und in der Musik brauchen wir nicht lange nach Werken zu suchen, bei denen auf mannigfaltige Weise der Wald sowohl als lautmalerisches Element als auch als dramaturgischer Handlungsrahmen eine wichtige Rolle spielt. Ich komme später noch auf ein sehr bekanntes Beispiel zurück.

In den Wäldern verbirgt sich eine eigene Welt der Märchen und Sagen, der Ängste und Wunder, der Bedrohung wie der Heilung. Der baltendeutsche Schriftsteller Siegfried von Vegesack (1888 – 1974), groß geworden in den heimatlichen Wäldern, hat es so formuliert (Zitat): „Wenn Deine Seele krank ist, dann verbirg Dich wie ein verwundetes Tier in den Wäldern: sie werden Dich heilen!“.

Bei allem nüchternen Umgang mit den vielfältigen Ressourcen des Waldes: auch unsere Vorfahren werden die mystische Ausstrahlung der Wälder verspürt, die für sie oftmals irrational erscheinenden Naturkräfte, die man dem Wald zuschreibt, mit einem gewissen Schauer registriert haben.

Und wenn der Wald dann auch noch – wie früher bei unserem Reichswald, von großen Bruch-, Moor- und Heideflächen durchzogen ist, dann können wir uns heute gut vorstellen, dass sich die Menschen beim Gang durch diese urtümliche Landschaft einem starken naturmagischen Empfinden geradezu ausgeliefert vorkamen. Man lese die großartige Ballade der Annette von Droste-Hülshoff (1797 – 1848) vom „KNABEN IM MOOR“ mit ihrer ausdrucksstarken und suggestiven ersten Strophe, die mit dem Vers beginnt: „O

schaurig ist's übers Moor zu gehen.....“, und wir können die nachhaltigen Empfindungen der vielen Generationen vor uns durchaus nachvollziehen.

Richard Plochmann, Professor für Forstgeschichte und Forstpolitik an der Universität München, sieht im Wald einen Wirkfaktor, der wie kaum ein anderer Leben und Geschichte unserer Vorfahren geprägt hat. Plochmann schreibt (Zitat): „Der Wald war vieles nacheinander und manches zugleich: der Feind, den man mit Feuer und Axt zurückschlug; der Beschützer, in dessen dunkle Unwegsamkeit man sich zurückzog vor fremden Kriegshorden. Er war der Ernährer des Viehs und des Herdfeuers. Er begründete als Quelle früh nutzbarer Energie Städte und Handwerke, ja die ersten Industrien. Er war fürstliche Entlohnung für die Freien und schmachvolle Fron für die Unfreien. Er war stets ein Mittel der Politik und oft genug ihr Zweck. Er war Anlass für frühe Gedanken – ökonomische, wissenschaftliche, dichterische. Er war profanes Holz und metaphysisches Heil. Er war und ist Feuer und Wasser, Luft und Erde, Zuflucht der Tiere und der Menschen noch immer, und alles dies immer mehr“(Zitatende).

Man kann ohne Übertreibung sagen: Der Wald, das Holz des Waldes, ist die Grundlage unserer Kultur. Seine Stabilität und Festigkeit machte Holz zum idealen Bau- und Werkstoff. Seine Brennbarkeit lieferte den Menschen eine nachwachsende Energiequelle. Und weil Holz schwimmt, konnten ganze Wälder auf Reisen gehen, nämlich geflößt oder – wie in unserem Reichswald – getriftet werden.

Der Wald und seine Hölzer sind als eine ganz wesentliche Grundlage der Menschheitsgeschichte kulturhistorisch allerdings immer wieder unterschätzt worden. Der Grund dafür ist schnell ausgemacht: hölzerne Gerätschaften aus früher Zeit sind viel seltener erhalten als z.B. steinerne oder metallene Gegenstände. Ein Beispiel für diesen Sachverhalt haben wir ja auf dem Boden unserer Gemarkung mit dem keltischen Wagengrab aus dem 6. vorchristlichen Jahrhundert: Was haben die Ausgräber im Jahre 1875 noch bergen können? Einzig die Bruchstücke der eisernen Radreifen des Wagens, auf dem der reiche Großbauer zu seinen Lebzeiten in unserm Wald unterwegs war und auf den man ihn im Tod zur letzten Ruhe gebettet hatte.

Das „hölzerne Zeitalter“, von dem der bekannte Sozialwissenschaftler Werner Sombart (1863 – 1941) gesprochen hat, reichte über Jahrtausende, von der Steinzeit bis zum 18. Jahrhundert. Und Sombart geht noch weiter und sagt (Zitat): „Aus dem Wald ist alle europäische Kultur, die geistige nicht minder als die materielle, hervorgegangen“. Ein Volkskundler registrierte im Haus eines armen Waldbauers nicht weniger als 27 verschiedene Holzarbeiten, die alle je nach ihren Eigenschaften für den passenden Gebrauch ausgewählt worden waren.

Die Archäologen, die sich mit den Ausrüstungsgegenständen des „Mannes aus dem Eis“ – Ötzi – beschäftigten, staunten ebenfalls über die große Zweckmäßigkeit der hölzernen Gerätschaften, die der „Gletschermann“ mit sich geführt hatte.

Denken wir an die erstaunliche Zahl von Begriffen, die in unserer Gegenwart von der Vielfalt der Beziehungen auch des modernen Menschen zum Wald künden: Es gibt eine Waldpädagogik und Waldkindergärten, die Kommunen legen Waldfriedhöfe und Ruherforste an, die Schulen veranstalten Waldspieltage, Jung und Alt interessiert sich für informative Waldlehrpfade, unzählige Waldwanderwege und Waldhütten spielen im Freizeitverhalten von Millionen Menschen eine wichtige Rolle, ein Begriff wie „Waldsterben“

erregt jahrelang die Gemüter Tausender. Vom zeitweiligen ideologischen Missbrauch der Metapher „Deutscher Wald“ wollen wir an dieser Stelle gar nicht reden.

Bis weit in die Jahrzehnte der ersten industriellen Revolution hinein, also bis zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, war Holz der wichtigste Bau- und Werkstoff, lieferte Holz und Holzkohle, Wärme und Energie für die Salz-, Glas- und Metallherstellung. Ohne Holz wäre auch der Aufschwung von Buchkultur und Pressewesen wesentlich schwieriger vonstatten gegangen, denn einen anderen in Massen zur Verfügung stehenden Rohstoff zur Papierherstellung hat es nicht gegeben.

Je stärker der Holzbedarf wuchs, desto mehr lohnte es sich auch Holz zu gewinnen und um Holz zu streiten. Auch da liefert uns die Geschichte unserer Heimat über die Jahrhunderte hin eindringliche Beispiele für erbitterte Auseinandersetzungen zwischen Waldbauern und Grundherren.

Die Tatsache, dass im Mittelalter in unseren Wäldern tausende Schweine jeweils im Spätherbst zur Eichel- und Buchelmast geführt wurden, dass neben Brenn- und Bauholz auch gewaltige Mengen an Laubstreu für den Winter gesammelt wurden, lässt erahnen, dass diese intensive Nutzung der Ressourcen des Waldes selten mit den Interessen der Grundherren übereinstimmen konnte, und dass deshalb z.B. die im Dienste des Adels stehenden Förster u.a. die Aufgabe hatten, die Wälder (Zitat) „vor dem Verwüstungstrieb der Bauern zu schützen“.

Sicherlich kann man eines sagen: Beim Wald ist die Verführung zur „Raubwirtschaft“ besonders groß. In den alten Akten findet man viel Material über Konflikte. Häufiger aber ist die Geschichte des alltäglichen Arrangements der verschiedenen Wald-Interessenten. Wir sehen immer wieder auch eine Tugend der Sparsamkeit und eines Sich-Einigens vor dem Hintergrund begrenzter Ressourcen.

Begonnen hatten mit der gerade erwähnten Waldmast – der sogenannten Schmalzweide der Schweine – bei uns ja bereits schon die Kelten. Sie waren berühmte Schweinezüchter, und die Nutzungsmöglichkeiten unseres Waldes waren mit eine Basis für die keltische Besiedlung unserer Heimat seit der späten Hallstattzeit (also seit dem 6. Jahrhundert vor Christus).

Das Wort „Hardt“ (oder auch „Hart“) ist keltischen Ursprungs und bezeichnet die Waldweide. Viele werden den Namen „Hart/Hardt“ für den heute nur noch westlich des Schellenberger Hanges vorhandenen Wald kennen. Und es ist kein Zufall, dass dort auch das letzte sichtbare halbe Dutzend noch ungestörter Grabhügel zu finden ist.

Kommen wir zu einigen für die Geschichte unserer Wälder wichtigen Daten und Fakten: In den 700 Jahren zwischen dem 7. und 13. Jahrhundert wurde aus dem Waldland Deutschland auch ein Ackerland. Man schlug den Wald in diesem Zeitraum auch in unserer Region auf die Fläche zurück, die er mehr oder weniger noch heute bedeckt. Holz war Jahrhunderte lang der große Energiespender; und mit dem Baumbestand verbunden waren die vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten, die sich aus Waldökonomie und Waldökologie ergaben. Die Menschen unserer Heimat waren in der für sie erfreulichen Lage, ihre äußerst harten Lebensbedingungen durch den ihnen ermöglichten Zugriff auf die sich bietenden Ressourcen des Waldes nachhaltig abzumildern.

Bis es aber so weit war, sich mannigfaltiger Berechtigungen zur Ressourcen-Nutzung bedienen zu können, musste zunächst ein lang dauernder, komplizierter Entwicklungsprozess stattfinden:

Im frühen Mittelalter im Wald zu siedeln, heißt zunächst einmal: Wald beseitigen, heißt roden! Das Weilerbach Dorfswappen zeigt - nicht zufällig - die mittelalterliche Rodungspflugschar in Blau auf goldenem Grund.

Nach und nach sind die Rodunginseln mit ihren ersten Bauernhöfen im Waldmeer gewachsen, immer in der Gefahr, vom Urwald auch wieder überwuchert zu werden. Wo sich diese sogenannten Schachen zu halten vermochten, entstanden dann erste kleine Siedlungen.

Die Rodungen wurden von mächtigen Interessengruppen, in unserem Fall von den Herrschergeschlechtern, vorangetrieben. Die Grundherren erweiterten durch Rodung Herrschaftsbereich und Herrschaftsanspruch; und die Bauern als die Ausführenden der Rodung erlangten in den Rodungssiedlungen ein für die damalige Zeit ungewöhnlich großes Maß an Autonomie, an Spielraum zur Nutzung des Waldes. Rodung schuf ein gewisses Maß an Freiheit!

Der Bauer war ein Waldbauer. Er drängte den Wald um Haus und Hof zwar allmählich zurück, aber das Wirtschaften blieb ganz eng von dessen Nutzung abhängig. Diese Waldbauern waren hauptsächlich Viehzüchter, denn der Sandboden bei uns war zum Getreideanbau wenig geeignet. Rinder, Pferde und Esel – letztere übrigens die wichtigsten Lasttiere – wurden im Sommer zur sogenannten Rauhweide in den Wald getrieben, und für die Schweine kam die Mast im Spätherbst, wenn der Waldboden mit Eicheln und Bucheckern übersät war.

Lange schon vor dem Einfluss des Menschen auf unseren Wald war der spätere „Reichswald“ überwiegend mit Eichen und Buchen bestockt. In den Moor-Arealen waren die Kiefer sowie Erlen, Linden und Ulmen mit beachtlichen Anteilen vertreten. Der Laubholzbestand blieb bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorherrschend; dies in erster Linie verursacht durch die große Bedeutung der Schweinemast.

Die starke Ausbreitung der Kiefer fällt in die Zeit der Wende zum 20. Jahrhundert, als es zu einer immer intensiveren Nutzung schnell wachsender Hölzer kam. Damit zusammen hängt auch die zunehmende Ausbreitung der Fichte.

Beschäftigt man sich mit der Entstehungsgeschichte des Reichswaldes, dann kann man mit der Darstellung in der Zeit beginnen, in der nach einer 200-jährigen Epoche ohne Besiedlung Angehörige vom germanischen Stamm der Franken unsere Region zu ihrer Heimat machten. Zwischen 450 und 650 nach Christus hatten ja die ungeheuren Umwälzungen der Völkerwanderungszeit die Westpfalz im wahrsten Sinne des Wortes zum „Niemandland“ gemacht. Die Siedlungen aus der vorangegangenen keltisch-römisch-germanischen (Alemannen-) Zeit waren in Schutt und Asche versunken. Die Reiterheere der weit nach Westeuropa drängenden Hunnen hatten auch bei uns ganze Zerstörungsarbeit geleistet. Der Urwald hatte sich wieder ausgebreitet, alle Rodungsarbeit der Siedler früherer Zeiten war zunichte gemacht.

Den im 7. Jahrhundert heranziehenden fränkischen Neusiedlern scheint diese Region aber doch zugesagt zu haben, denn sie waren Waldbauern und fanden hier eine herrenlose Naturlandschaft vor, die ihnen die wichtigsten Siedlungsvoraussetzungen bot.

Ihre Nachkommen werden nun Siedler im REICHSLAND, und deren folgende Generationen profitieren von den Sonderberechtigungen, die sich im Laufe der Zeit für die Menschen im REICHSWALD konstituiert hatten und von denen – man bedenke die unglaubliche historische Kontinuität – auch jetzt noch einige sehr konkreten Nutzen für uns Heutige haben, wie wir sehen werden. Es gibt aus dem Jahre 1357 die schöne Formel vom Reichswald als dem „sammener der Lüde“, dem „Sammler der Leute“.

Seit wann spricht man überhaupt vom „REICHSWALD“?

Welches sind die garantierten Sonderrechte für die hier lebenden Menschen?

In welcher Weise wirken sich die Gegebenheiten auf das Leben im REICHSWALDDORF WEILERBACH aus?

Es soll versucht werden, auf diese Fragestellungen einige Antworten zu geben:

Wie wird aus einem von Urwäldern bedeckten Landstrich „REICHSLAND“?

Fußend auf altem Stammesrecht und auf dem aus den eroberten frühen römisch besetzten Provinzen Germaniens bekannten römischen Recht entwickelte sich eine fränkische Feudalgesellschaft, die in ihrer starren gesellschaftlichen Zweiteilung nur eine einzige drastische Differenzierung kannte: Auf der einen Seite die Mächtigen, an ihrer Spitze der König, auf der anderen Seite die Armen, von denen man Unterwerfung, Unterordnung und Dienstleistungen erwartete. Gegenleistung der Mächtigen war die Gewährung von Schutz und Schirm. Und dieses Konstrukt funktionierte durchaus auch ohne geschriebenes Recht!

So wurden die merowingischen und fränkischen Könige im frühen Mittelalter zur politisch entscheidenden Kraft. Sie schufen ein ganz Zentraleuropa umfassendes Reich. Dieses aber zu regieren und vor Zerfall zu bewahren war nur möglich, wenn es den Königen gelang, die Elite in Heer, Kirche und Verwaltung an der Macht zu beteiligen und sie an sich zu binden, ihre Versorgung zu sichern und ihnen Prestige zu verschaffen.

Vor allem der Besitz von Land gewährte Ansehen, Macht und Reichtum. Und dieses Land, das man verschenken oder für die Übernahme eines Amtes oder Dienstes verleihen, als sogenanntes Lehen vergeben konnte, diente der Herrschaftssicherung.

Wie aber konnten die Frankenkönige zu so viel Land kommen?

Sie übertrugen die Bestimmung des römischen Rechts, nach der „herrenlos“ gewordenes Land an den Kaiser falle, auf ihre Zeit und wandten diesen Rechtssatz auf alles Land an, das noch niemand gehörte: Niemandsland! Und durch einen „Bann“ wurden - außer den fränkischen Merowingern und Karolingern – alle anderen von den Freiheiten im genannten Land ausgeschlossen. Zu diesen Bannwäldern – Bannforsten – gehörte im REICHSLAND auch unser REICHSWALD.

Mit solchen großen Königsgütern waren immer auch Königspfalzen verbunden. Sie dienten König und Hofstaat als Quartier bei ihrer ständigen Wanderschaft durch das Reich. Mit dem Königshof Lutra/Lautern haben wir schon im 7. und 8. Jahrhundert ein bekanntes Beispiel in unserer Region. Und zu einer Pfalz gehörte fast immer auch ein Königsforst, in welchem der Herrscher die Neubesiedlung gezielt fördern konnte.

Aber diese Art der Rechtssetzung bedurfte, wie auch die Nutzung des Waldes durch die in der Anfangszeit dieser Entwicklung noch leibeigenen Bauern, der Aufsicht durch vom König bestellte Personen, den Förstern (abgeleitet vom lateinischen forestari, wie es in den mittelalterlichen Urkunden heißt). Die konsequente Aufsicht über den Wald wird – wie wir sehen werden – zu einem Politikum ersten Ranges.

Um 1350 herum erreicht Deutschland mit 13 bis 15 Millionen Menschen die höchste Bevölkerungszahl des Mittelalters, ehe dann allerdings in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts mehrere schreckliche Pest-Epidemien zu einem sehr großen Bevölkerungsrückgang führen.

Es gibt mittlerweile einen weitgehend einheitlichen Bauernstand. Der Grundherr stellt das Land, die Mühe und Last der Neulandgewinnung trägt nach wie vor der Bauer: Er fällt Bäume, rodet die Stöcke, baut ein Haus, verbrennt Äste und Wurzelwerk, zieht die erste Ackerfurche und düngt sie mit der Asche der Rodungsfeuer.

Noch heute müssen wir mit Hochachtung die imponierende Leistung der Rodung anerkennen und bewundern. Holz gab es immer noch im Überfluss, der Wald war in erster Linie „Nährwald“, unentbehrlicher Bestandteil der Landwirtschaft, zusammen mit dem nur geringe Erträge liefernden Acker, Existenzgrundlage der bäuerlichen Familie.

Wie können wir uns die bisher skizzierte Entwicklung bezogen auf unsere engere Heimat konkret vorstellen?

Auch hier bei uns haben die Frankenkönige als die Herren des Landes an einzelne in ihren Diensten stehende Adelige und Gefolgsleute – ihre Vasallen – Landstücke verliehen, um sie für einen Dienst zu belohnen oder um sie für sich zu gewinnen. Und landhungrige Bauern aus schon stärker bevölkerten Nachbargebieten begannen, für einen solchen Edelmann als Neusiedler den Wald zu roden und die besten Stücke für die Bewirtschaftung freizulegen. So entstanden im Bereich der Strecke aus Richtung des heutigen Hirschhorn, also von der Moorslauter her kommend, mitten im Urwald zunächst mehrere Einzelgehöfte auf günstig gelegenen Rodungsstellen.

Aus dieser Zeit muss wohl der Siedlungsname „WILREBACH“ stammen, abgeleitet von dem lateinischen Lehnwort „wilari“, gleichbedeutend mit „villarium“, dem „Gehöft“ oder „Herrenhof“, heute gebräuchlich in der Kurzform „villa“.

Seit dem 9. Jahrhundert schon hatte die zunehmende Aufteilung des ursprünglich ja sehr geschlossenen Waldes begonnen. Und so kamen nach und nach neben dem König und den Adligen, also den weltlichen Herren, auch verstärkt kirchliche Herrschaften in den Besitz umfangreicher Waldungen und Rodungen. Schließlich verblieb in der Westpfalz nur noch der Landstrich um Lautern, Weilerbach und Ramstein als Kernstück des ehemals fränkischen Königslandes übrig.

Dieser beachtliche Rest, der nicht vergeben war, wurde als „REICHSLAND“ bezeichnet, und der damals rund 6.700 ha (heute noch ca. 4.900 ha) große zusammenhängende Wald darin heißt bis heute immer noch „REICHSWALD“; übrigens einer von lediglich dreien in der ganzen Bundesrepublik. Es gibt außer unserem den Reichswald von Kleve am Niederrhein (mit 5.100 ha) und den sehr großen Reichswald bei Nürnberg (mit 25.000 ha). Der Weilerbacher Anteil am Reichswald beträgt beachtliche rund 600 ha, von denen der

allergrößte Teil seit 1951 allerdings nicht mehr zugänglich ist. Hier hat die Weltgeschichte für gravierende Veränderungen gesorgt.

Wer hier im Westrich auf Königs- bzw. Reichseigentum siedeln wollte, ließ sich vom Grundherrn ein Stück Waldland zur Rodung, Bebauung und Nutzung geben. Alles aber unterstand nach wie vor dem König und seinem unmittelbaren Schutz. Man lebte im „REICH“, und die Waldbauern unserer Heimat waren mit besonderen Freiheiten ausgestattet, wohl schon seit der Landstrich um Jahre 911 nach Christus endgültig in den Besitz der deutschen Könige gelangt war.

Infolge der vielen Schenkungen an den Adel, an Gefolgsleute des Königs und an die Kirche löste sich das Königsland dann aber nach und nach in immer kleinere weltliche und geistliche Herrschaftsgebiete auf. Nur der REICHSWALD hat sich bis zum heutigen Tage erhalten.

Zusammen mit dem Rest des REICHSLANDES war er im Jahre 985 nach Christus an das Geschlecht der Salier gekommen. Von diesen erbten ihn dann später die Staufer. König Ludwig der Bayer (1285 – 1347) verpfändete 1322 die Stadt Lautern und den Reichswald an König Johann von Böhmen (1296 – 1346), und 1357 fiel diese Reichspfandschaft an die Kurpfalz, in deren Besitz sie bis zur Besetzung der Pfalz durch die französischen Revolutionsheere im Jahre 1794 blieb. An der Nordgrenze des Reichswaldes, die über den südlichen Rand der Hangebene des Schellenbergs verläuft, (entlang des uralten „Ramsteiner Weges“) stehen heute noch einige der alten Grenzsteine mit dem kurpfälzischen Rautenwappen und der Jahreszahl 1763, dem Jahr eines wichtigen „Vergleichs“ – also einer Einigung – zwischen der Kurpfalz und den Reichswaldgenossen. Die Kurpfalz war bis zum Jahre 1789 übrigens auch Eigentümerin von fast zwei Dritteln des gesamten Pfälzerwaldes geworden.

Anteile am Pfälzerwald hatten auch das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken, die Grafen von Leiningen und das Hochstift des Fürstbischofs von Speyer. Und dazwischen lagen die kleinen Güter der Ritter und Herren von Dahn, Sickingen, Falkenstein, Fleckenstein, Hohenecken und noch einiger weiterer Herrschaften sowie das verstreute Eigentum der für unsere Dorf- und Kirchengeschichte so wichtigen Deutschherren, die von der Kommende Maria Einsiedel aus ihre Besitzungen verwalteten.

Von 1794 bis 1814 war der Reichswald infolge der Ereignisse im Zusammenhang mit der Revolution im Nachbarland Frankreich französischer Staatswald. Er wurde als „Forêt Impérial“ – als Reichsforst oder Kaiserlicher Forst – dem von den Franzosen geschaffenen „Département Donnersberg“ – „Mont Tonnère“ – eingegliedert, das von Mainz aus regiert wurde. Die Franzosen hatten den alten Grenzsteinen noch das „F.J.“ – für Forêt Impérial – eingemeißelt.

1814 nach Napoleons Niedergang – er hatte sowohl die Auseinandersetzung mit Russland (1812/13) als auch die sogenannte Völkerschlacht bei Leipzig (am 16., 17., 18., 19. Oktober 1813) verloren – übernahmen Österreich und Bayern zunächst für kurze Zeit gemeinsam die Verwaltung der befreiten Pfalz.

Und mit der Eingliederung der linksrheinischen Pfalz – die Pfalz existierte seit 1803, dem Jahr des Reichsdeputationshauptschlusses ja nicht mehr – ins neugeschaffene Königreich Bayern im Jahre 1816 wurde der Reichswald bayerischer Staatswald. Er blieb dies bis in die Jahre nach dem 2. Weltkrieg. Erst 1950 – da war das Bundesland Rheinland-Pfalz

schon vier Jahre alt – wurde der Reichswald aus dem Eigentum der bayerischen Forstverwaltung herausgelöst. Seitdem ist er Eigentum unseres Bundeslandes und untersteht der Landes-Forstverwaltung.

Eine wichtige Besonderheit, die Eigentumsrechte im Reichswald betreffend, sei hier gleich erwähnt: Aufgrund eines Bundes-Gesetzes von 1957 wurden fast 850 ha mit militärischen Anlagen bebaute Flächen (wie der Flugplatz, die Munitionsbunker-Areale, die Wohnsiedlungen des Militärs etc.) aus dem Reichswaldvermögen herausgelöst und formell in den Besitz der Bundesrepublik Deutschland überführt. Es handelt sich dabei um ein (Zitat) „Enteignungsverfahren für Verteidigungszwecke“. Im Zusammenhang mit dem geplanten Hospital-Neubau im Reichswald hätten wir dazu (bald?) eine aktuelle Parallele.

Mittlerweile ist mehr als die Hälfte des ganzen Reichswaldes militärischen Zwecken zugeführt, und ob es jemals zu einer Wiederherstellung der ursprünglichen Verhältnisse kommen wird, steht in den Sternen.

Der Bedeutung des Reichswaldes für den Alltag und das Leben früherer Generationen wollen wir uns nun ausführlicher zuwenden:

Nicht nur die Familie, die Freunde, die Erzieher, das Berufsleben, auch seine Umwelt prägt den Menschen, dies ist eine Binsenweisheit.

Und zur Umwelt gehören u.a. die Erscheinungsformen der Natur mit Flora und Fauna, die Formen der Landschaft, die Wirkungen der klimatischen Verhältnisse. Alle diese Faktoren (und noch einige mehr) prägen den Alltag, den Beruf, das Denken, Fühlen und Wollen der Menschen.

In „grauer Vorzeit“, wie man betont distanzierend sagt, war die Natur dem Menschen noch überlegen, er lebte in ständiger Auseinandersetzung mit der allzu oft als Bedrohung erfahrbaren Umwelt. Es ging um den täglichen Existenzkampf. Unsere Vorfahren wussten auch, was Stress heißt“ Aber die Menschen hatten sich von Generation zu Generation der Natur mehr angepasst, dann ihre Umwelt mehr und mehr nach ihren Vorstellungen geformt, sie verändert, sie sich dienstbar und teilweise sogar untertan gemacht. Hier bei uns waren es das Königsland und der Reichswald, die Jahrhunderte lang die Rahmenbedingungen setzten für das Leben der Bewohner dieser Landschaft. Unsere Vorfahren existierten in einer Schicksalsgemeinschaft mit dieser Region und ihren charakteristischen Erscheinungsformen.

Wo man sich ansiedeln will, einen Hof aufbauen will, da muss man damals bekanntlich zunächst ein schweres Stück Arbeit leisten. Wir haben es bereits besprochen: Man muss den Wald, den Urwald, roden. Jeder Niederlassungsberechtigte, der eine Rodung vornehmen will, - gleichgültig, ob dies der König selbst ist, ob der Adel oder der Klerus – schickt dazu Leute, Arbeitskräfte, an den Ort der beabsichtigten Neusiedlung. Sie sollen für ihren Herrn dann auch die neugewonnenen Flächen bewirtschaften.

Diesen Menschen aber muss man einen Anreiz zur Ortsveränderung, zum Wohnortwechsel bieten. Und hier, in diesem Punkt, liegt eine wesentliche Begründung für die Gewährung und Nutzung von Sonderrechten innerhalb des Königslandes.

Die Bewohner der Reichswaldsiedlung Weilerbach und weiterer 21 Siedlungen im Bereich des Reichslandes hatten das Recht, Bau- und Brennholz kostenlos oder gegen eine geringe

Abgabe aus dem Reichswald zu beziehen, wobei bezüglich des Brennholzes in späteren Zeiten die Mengen begrenzt werden mussten.

Holz war lebensnotwendiger Rohstoff, das übliche Baumaterial der Häuser, die einzige Energiequelle, das Material für Zäune, Brunnen, Wasserleitungsrohre, Wagen und Pflüge, für Möbel, das Essgeschirr, für unendlich viele Geräte des täglichen Lebens. Auf das Sechs- bis Achtfache dessen, was wir heute jährlich pro Kopf an Holz verbrauchen, hat man den Bedarf der Menschen im Hochmittelalter geschätzt.

Holz gab es kostenlos in der Form von Raff- und Leseholz und als Gabholz, d.h. als besseres Brennholz.

Und die Bauern durften ihr Vieh zur Rauh- und Schmalzweide in den Wald treiben. Die Eicheln und Bucheckern zum Mästen der Schweine waren ein unschätzbare Segen, denn ob damit zahlreiche Schweine gemästet werden konnten, ob viel Fleisch, Schinken, Speck und Fett zu erwarten war, das hatte für die bäuerliche Familie eine Bedeutung, die für uns heute nur schwer vorstellbar ist.

Und der Wald mit seinem starken Bestand an Eichen und Buchen war begehrt! Nicht die Menge des Holzes wurde bewertet, Maßstab für die Qualität des Waldes war die Zahl der Schweine, die in ihn eingetrieben werden konnten. Konsequenterweise wurde die Schweinemast auch in allen Einzelheiten geregelt und streng überwacht. Das fette Schwein war der größte Nutzen des Waldes für Bauern wie für Herren. Für die Waldbauern waren – wie wir gehört haben – nicht die geringen Erträge des Ackerbaus, sondern die Viehzucht, und damit die Waldweide die wichtigste Lebensgrundlage. Auch die Rinder, die Pferde und Esel, die Schafe und Ziegen mussten sich den größten Teil der Nahrung im Wald suchen, denn in der Feldflur gab es oft nicht genug Futter für alle diese Tiere.

Wenn im Zusammenhang mit der Waldweide die Esel erwähnt werden, so mag das etwas überraschen. Aber nicht nur im Umfeld der zahlreichen Mühlenbetriebe spielte dieses genügsame und doch erstaunlich belastbare Tier eine wichtige Rolle. Esel wurden auch in unserer Region als Lasttiere in beachtlicher Zahl gehalten, wie Werner Weidmann schreibt.

Unsere Heimat gehörte in früheren Zeiten und gehört auch noch heute zu den am dichtesten bewaldeten Regionen Deutschlands. Und im Reichswald finden sich Teilbereiche, die noch bis vor rund 200 Jahren fast unpassierbar waren, nämlich die Zonen der Feucht- und Sumpfbereiche, der Moore, des Bruches. Die Verbindung zwischen Weilerbach und der Deutschordens-Komturei Maria Einsiedel, dem heutigen Einsiedlerhof z.B., bis 1932 ein Ortsteil unserer Gemeinde, war nur mühselig über einen Knüppeldamm, einen sogenannten Spick, in dem Fall dem „Kirchenspick“ möglich – so genannt wegen der engen kirchlichen Bindungen zwischen den beiden Ortsteilen. In ihrer Niederlassung Maria Einsiedel hatten die Deutschherren im 13. Jahrhundert eine Kirche errichtet, der Heiligen Maria zum Schnee gewidmet. Die Komturei war 1253 vom Ritter Siegfried von Hohenecken mit dem Patronat über die Weilerbacher Dorfkirche belehnt worden.

Die Bruchlandschaft mit ihren Weichböden war wegen ihrer Unzugänglichkeit kaum forstwirtschaftlich zu nutzen. Bescheidene Möglichkeiten gab es für Jagd und Fischerei und für die kleinflächige Holznutzung in den trockenen Abschnitten.

Erst ab dem Jahre 1770 begann man mit der systematischen Trockenlegung der Sümpfe des Waldes. Und zehn Jahre später – 1780 – gewährte die kurpfälzische Regierung den

Reichswaldgemeinden (Zitat) „aus einer besonderen höchsten Gnade“ den unentgeltlichen Torfstich im Spesbacher Bruch, wobei jedes Gericht und darin jedes einzelne Dorf eine eigene Stichfläche zugewiesen bekam. 1780 herrschte allerorten eine akute Brennholznot.

Die Torfnutzung im Reichswaldbruch erlebte dann in den Jahren 1830 bis 1859 ihren Höhepunkt, als die jährliche Ausbeute bei ca. 34 Millionen Stück Torfziegeln und 15.000 bis 17.000 Fuhren Torf betrug. Hunderte Menschen fanden jeweils während der Sommermonate Beschäftigung im Bruch.

Man weiß bis heute immer noch nicht genau, wie die Jahrhunderte lang im Reichswald gewährten Berechtigungen im Einzelnen entstanden sind. Urkunden oder andere Schriftstücke über den Erwerb oder die Verleihung der Reichswaldrechte sind nicht bekannt. Offensichtlich schlossen sich schon im frühen Mittelalter die zweiundzwanzig Reichswalddörfer genossenschaftlich zusammen. Und damit war auf der Seite der Siedler eine Interessengemeinschaft entstanden, die aufgrund ihrer Rodungstätigkeit im Wald ihre Position gegenüber dem Grundherrn entscheidend stärken konnte. Als dann nämlich insbesondere im 12. Jahrhundert neue große Rodungen im Gebiet des königlichen Forstes eingesetzt hatten, wurde diese gestärkte Stellung der Waldbauern auch dadurch deutlich, dass die Forstleute des Königs große Mühe hatten, den Bestand des Waldes gegen massive Zu- und Übergriffe der bäuerlichen Untertanen zu verteidigen. Schon damals mussten die errungenen Nutzungsrechte nach und nach eingeschränkt werden, und es begann damit zwangsläufig ein immer wieder aufflammender Kampf um diese alten Rechte.

Durch die ständigen Gewohnheiten in der Ausübung ihrer genossenschaftlichen Vereinbarungen hatten sich die Nutzungsrechte ja längst fest in das Gedächtnis der Reichslandbewohner eingepägt. Und die Waldbauern und ihre Gemeinschaft kämpften ganz entschieden und oft auch verzweifelt um den Fortbestand der Vergünstigungen.

Man kann durchaus festhalten, dass die Nutzungsrechte der Reichslandbewohner im Grundsatz tatsächlich stets erhalten geblieben sind, wenngleich die Regelungen seit dem 14.

Jahrhundert dann auch vielfach in Form von Bestätigungen, von Entscheiden, von Reichssprüchen, Weistümern und Verordnungen erneuert und geändert wurden. Die heute noch gültigen Regelungen beruhen auf dem Vergleich von 1839 und dem zu seinem praktischen Vollzug festgelegten Reglement, das die in der Reichswaldgenossenschaft zusammengefassten Berechtigten mit dem Königreich Bayern abgeschlossen haben. Die wesentliche heute noch existierende Berechtigung ist in der Praxis ein finanzieller Zuschuss zu Bauholz, das man für die Errichtung eines selbst genutzten Hauses aus dem Reichswald bezieht.

Die Reichswaldgemeinden selbst können jährlich mit einem echten Geldsegen aus dem jeweiligen Wirtschaftsergebnis rechnen. Bewirtschaftet wird der Reichswald von der Landesforstverwaltung, und die RWG ist hälftig am Wirtschaftsergebnis beteiligt. Ich nenne einmal die Zahlen für das Jahr 2011:

Da war es eine Gesamtsumme von 5 Millionen Euro für die Mitgliedsgemeinden. Die Ortsgemeinde Weilerbach zum Beispiel erhielt davon den stattlichen Betrag von 208.000,00 Euro. Diese Gelder dürfen nicht im normalen Haushalt zum Stopfen von Finanzlöchern verwendet werden; sie sind ausschließlich zweckgebunden zum Wohl der Einwohner zu verwenden!

Die Reichswaldgenossenschaft ist also eine Verwaltungskommission, die unter dem Vorsitz des jeweiligen Ortsbürgermeisters von Kaiserslautern die Genossen, d.h. die Bewohner der Reichswaldgemeinden, vertritt. Der Kommission gehören zudem sieben „Bevollmächtigte“ an, davon zwei aus der Stadt Kaiserslautern und fünf aus den Landgemeinden.

An dieser Stelle soll ein Blick geworfen werden auf die Art der Festsetzung von Vereinbarungen, die für beide Seiten, für den Grundherren wie für die Interessengemeinschaft der Bauern, gültig und verbindlich waren und in schriftlicher Form vorlagen. Solche Dokumente häufen sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, dem Beginn der kurpfälzischen Verwaltung des Reichslandes. Es sind die erwähnten kurfürstlichen Erlasse, die sogenannten Weistümer, und die Forstordnungen. Diese Dokumente enthalten neben Vorschriften für die Walderhaltung häufig auch Nutzungsverbote oder Nutzungseinschränkungen. Insbesondere in den zahlreichen detaillierten Forstordnungen geht es um die Eindämmung einer übermäßigen Ausnutzung der Rechte der Reichswaldgenossen.

Dazu zwei Beispiele:

In dem vom Kurfürsten Ludwig III. (Regierungszeit: 1410 – 1430) im Jahre 1417 erlassenen Weistum wird den Reichswald-Nutzungsberechtigten das Recht auf Selbsterwerb von „Brennholz nach Belieben“ eingeräumt; allerdings mit Ausnahme des Buchen- und Eichenholzes (Grundlage der Schmalzweide!) sowie des Bauholzes, das durch kurfürstliche Förster angewiesen werden muss. Weiter werden in der Weistums-Urkunde Dauer und Umfang der Schweineweide sowie die dafür zu entrichtende Entschädigung festgelegt.

In einer Forstordnung von 1560 beispielsweise wird die Waldweide generell eingeschränkt. Dort heißt es (Zitat): „Jenes für die jungen Schläge so schädliche und nachteilige Vieh muss durchaus vom Waldgange im Reichswald ausgeschlossen bleiben, was den Bürgern ja später wegen ihrer Holzrechte darin wieder zugute kommt“.

Der Begriff „WEISTUM“ hat seinen Ursprung in den weit zurückliegenden Zusammenkünften der Gaugrafen mit den „Schöffn“ aus den Reihen der frühen Siedler. Bei den Tagungen, in der fränkischen Zeit spricht man hier bei uns vom „Heidegericht“, wurde das Wohnheitsrecht verkündet, ausgesagt, bezeugt, d.h. „gewiesen“. Es war dies eine Form der immer wiederkehrenden, ursprünglich rein mündlichen Rechtsverkündung.

Alle Bauern hatten gleiche Rechte, und auch der Grundherr war an die Inhalte des Weistums gebunden. Für die Gewährung der Nutzungsrechte standen der Herrschaft gewisse Naturalleistungen zu. Auch die herrschaftlichen Bannrechte, das sind die Monopolrechte des Grundherrn, kommen in den Weistümern klar zum Ausdruck. Zu nennen sind beispielsweise die Ausübung der Jagd und der Fischerei.

Die letzte grundlegende Neuregelung der Waldnutzungsrechte vom Jahr 1839 bezog sich auf den bereits erwähnten „Vergleich“ von 1763, der einem langjährigen Rechtsstreit zwischen Kurpfalz und Reichswaldgenossen ein Ende gesetzt hatte.

Zur heutigen Rechtsform der Reichswaldgenossenschaft gibt es nichts Vergleichbares:

Die Genossenschaft ist zur Hälfte materielle Eigentümerin des Reichswaldes. Berechtigte sind die sogenannten Reichsgenossen, d.h. die Gesamtheit aller Einwohner der 22 Reichswalddörfer der drei ehemaligen mittelalterlichen Gerichte Weilerbach, Ramstein und Steinwenden sowie ferner die Stadt Kaiserslautern mit Morlautern. Der heutige Lauterer

Stadtteil Dansenberg und die Gemeinde Katzweiler haben auf dem Prozessweg ebenfalls Rechte erstritten.

Beim Arbeiten im und mit dem Wald entwickelt sich früher oder später immer auch ein Spezialistentum. Es gibt Waldbauern, die sich besondere Fähigkeiten und Fertigkeiten angeeignet haben und die Ergebnisse ihrer speziellen Dienstleistung Dritten anbieten.

Die häufigsten Tätigkeiten seien zunächst einmal kurz genannt:

Der im Wald wichtigste Berufszweig war derjenige der Holzfäller. Daneben gab es den Beruf der Holzknechte, die man für die schwere Arbeit an den Stapelplätzen brauchte. Und unentbehrlich beim Ordnen und Stapeln der Hölzer waren die Bauern, die innerhalb der „Schläge“ mit ihren gut trainierten Rucke-Pferden die gefällten Stämme bewegten. Und es gab die Flößer und Floßknechte, die in der Holztrift beschäftigt waren.

Es war einer aus der langen Reihe hoher kurpfälzischer Forstbeamter aus der Lauterer Familie Rettig, Franz Daniel Rettig (1693-1764), der um das Jahr 1745 den Anstoß zum Bau des Floßbaches im Einsiedler-Bruch gegeben hatte. Die Familie Rettig spielte im 18. Jahrhundert auch eine wichtige Rolle bei der landwirtschaftlichen Entwicklung des Schellenbergs.

Erst vor wenigen Tagen habe ich auch vom Beruf des Schlaghüters gehört: Ein Weilerbacher Bürger, der hier anwesende Herr Otmar Jung, hat mir davon erzählt, dass einer seiner Großväter diese Tätigkeit im Reichswald ausgeübt hat. In einer Waldabteilung, einem „Schlag“, hat der Schlaghüter als Vorarbeiter, als rechte Hand des Försters, die erforderlichen Anweisungen an die Waldarbeiter und an die Waldarbeiterinnen gegeben.

Wir können es uns heute nur schwer vorstellen, aber vom Wald im Bereich des Einsiedlerhofes führte ein großer künstlich erweiterter fünf Kilometer langer Entwässerungskanal als Floßgraben über den Ramsteiner Moorbach und den Spesbacher Schwarzbach in Richtung Glan. Dieser Triftkanal diente u.a. der Beschickung der Salinen von Kreuznach. Um Salz aus der Sole zu gewinnen, bedurfte es gewaltiger Holzmengen, um die großen Sudpfannen zu erhitzen.

Die Holztrift auf Bächen und künstlich geschaffenen kleinen Kanälen ist erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Siegeszug der saarländischen Steinkohle eingestellt worden.

Beachtlich war auch die Zahl der Holzfuhrlaute. Noch bis weit in die 1950er Jahre hinein konnte man die spannenden Augenblicke miterleben, wenn die Gespannführer der Stammholzfuhrwerke auf dem Weg von den Holzstapelplätzen zum Sägewerk in der Unteren Pfeifermühle in der Weilerbacher Dorfmitte das Einbiegen von der Hauptstraße in die Rummelstraße in Zentimeterarbeit glücklich bewältigt hatten.

Es gab ferner den Beruf des Köhlers, und das Ergebnis seiner Schwerarbeit, die begehrte Holzkohle, war wichtiges Zulieferprodukt für die damals im Raum Kaiserslautern bestehenden Eisenwerke, insbesondere für die Betriebe der Firma Gienanth im Karlstal.

Weitere Erwerbsmöglichkeiten bot der Reichswald in der Harz-, der Pech- und der Pottaschegewinnung. Für die Lohrinden-Produktion, einem Grundstoff für die Gerberei, für das Sammeln von Streumaterial, das Ernten der Kiefernzapfen, die Imkerei, war der Reichswald ebenfalls unentbehrlich und bot Erwerbsmöglichkeiten.

Und schließlich müssen wir natürlich nach wie vor an den Beruf des Bauern denken. Der Bauer bewegte sich ja nicht hauptsächlich auf seinen mageren Feldern; er war zur Erledigung einer Vielzahl von wichtigen Arbeitsgängen ständig im Wald und im Bruch zu finden. Man könnte ihn einen beruflichen „Allrounder“ nennen.

Wenn wir beispielsweise vor 100 oder 140 Jahren frühmorgens in Weilerbach vor die Haustür getreten wären, dann hätten wir uns eine beeindruckende Szenerie anschauen können. Es zieht vor uns das Vieh der Bauern vorbei, geleitet von eigens beauftragten Hirten und Hütebuben.

Die verschiedenen Herden sind unterwegs zu ihren Waldweideflächen. Nicht nur das Großvieh ist im Sommer zur Rauhweide unterwegs. Hirten treiben eine große Schweineherde in den Wald; und wenn es gerade Spätherbst ist, trotten die Tiere zur Bucheckern- und Eichelmast.

Die Ziegenherde, das Kleinvieh wie Gänse und Enten, alle sind sie unterwegs zu ihren Futterplätzen. Erst abends kehren die Tiere von den Weideflächen in ihre Stallungen zurück. Wir kennen in Weilerbach noch einige der alten Gewannebezeichnungen wie „Sauweiher“, „Gänseweiher“ oder „Geißrech“.

In der einschlägigen Literatur zwar kaum erwähnt, bei der Betreuung des Federviehs z.B. aber zahlenmäßig tatsächlich gut vertreten, waren Mädchen und Frauen. Die deutschen Märchensammlungen bieten da ja eine Vielzahl von eindrucksvollen Gestalten, denken wir an die GÄNSELIESEL, an diverse GÄNSEMÄGDE oder an die GÄNSEHIRTIN AM BRUNNEN. Die Reichswaldgemeinde Miesenbach hat einer Mitbürgerin, die noch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als Gänsehüterin ihre Arbeit gewissenhaft getan hat, sogar ein Denkmal gesetzt.

Die enorme Bedeutung der Schmalzweide wurde bereits hervorgehoben. Es wird davon berichtet (Weidmann, W.), dass große Herden von Mastschweinen in der Hochsaison im späten Herbst unter der Aufsicht der Hirten sogar während des Nachts in „Saupferchen“ vor Wölfen und vor dem Ausbrechen geschützt wurden.

Wie sehr die Wolfsrudel noch bis ins 19. Jahrhundert hinein im Reichswald für das Weidevieh zur Gefahr und für die Menschen zur Plage werden konnten, verdeutlicht eine 10-Punkte-Verordnung zur Ausrottung der Wölfe aus dem Jahre 1814, aus der Zeit der gemeinschaftlichen Verwaltung der linksrheinischen Pfalz durch Bayern und Österreich nach dem Ende der napoleonischen Herrschaft. Der Text der Verordnung zeigt: Für den Wolf gab es kein Pardon!

Die Viehhirten wurden von den Gemeinden recht gut bezahlt, ein Zeichen für den hohen wirtschaftlichen Wert der ihnen anvertrauten Tiere. Von den Lauterer Schweinehirten des 19. Jahrhunderts ist z.B. bekannt, dass sie weit mehr verdienten als etwa ein Eisenbahner, ein mittlerer Justizbeamter oder ein Lehrer.

Wir wollen später drei der Waldberufe betrachten, von deren praktischer Ausformung wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen können.

Eine ganze Reihe von Einwohnern des Reichslandes verdiente den bescheidenen Unterhalt für sich und die Familie als Pottaschesieder, als Harzbrenner oder bei der Ernte der Kiefernzapfen zur Samengewinnung. Zu den Beständen unseres Weilerbacher Museums

gehört auch ein gut erhaltener Torfstecher, ein handgreiflicher Beleg für die Zeitabschnitte, in denen der Torfstich im Reichswald eine erhebliche Bedeutung hatte. Insbesondere während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und dann bis weit ins 19. Jahrhundert hinein spielten die Torfvorräte im Bruch eine große wirtschaftliche Rolle und gaben vielen Menschen einen Arbeitsplatz. Im Jahre 1831 beispielsweise sollen bis zu 400 Arbeiter aus den Reichswalddörfern während der Torfstichsaison im Bruch beschäftigt gewesen sein.

Im Herbst, traditionell die Zeit der Torfabfuhr, hatten dann auch diejenigen Bauern, die im Besitz eines Pferde- oder Ochsenengespanns waren, die Möglichkeit, beim Torfrtransport zu einem zusätzlichen Verdienst zu kommen.

Es sei in dem Zusammenhang erwähnt, dass der Besitz von Pferden auch bei ärmeren Bauern durchaus keine Seltenheit war. Die uns geläufige Unterscheidung zwischen dem „armen Kuh-Bauern“ und dem wohlhabenden „Groß-Bauern“ mit wenigstens zwei Arbeitspferden ist erst eine realistische Vorstellung aus späteren Zeiten. Die beiden typischen bäuerlichen Gehöftformen – einerseits die große Mehrfristanlage um einen Innenhof, andererseits das Westricher Einfristhaus – wie wir sie in unserem Dorf noch vielfach sehen können, haben sicherlich zu dieser nicht ganz der Wirklichkeit entsprechenden Unterscheidung beigetragen.

Auch für die nichtbäuerlichen Bewohner unseres Dorfes gab es noch um die Wende zum 20. Jahrhundert eine Einnahmequelle, manchmal auch einen festen Arbeitsplatz bei der Zapfenernte, dem „Hutzelbrechen“. Wir werden davon noch hören.

Wir haben davon gesprochen, wie wichtig für die Reichswaldbauern in Ermangelung von genügend Strohstreu früher die Nutzung von Laub-, Moos-, Heide- und Nadelstreu war. Diese Materialien wurden nach ausgearbeiteten Streunutzungsplänen jährlich im Mai am traditionellen „Strauseltag“ in gewaltigen Mengen gesammelt und zu den Bauernhöfen gebracht. Auch den saugfähigen Bruchrasen hat man zu Einstreuzwecken verwendet.

Ein kleines Berechtigungskuriosum sei erwähnt: Einer Forstordnung aus dem 16. Jahrhundert ist zu entnehmen, dass zu dieser Zeit im Reichswald auch der Vogelfang betrieben wurde. Es war von Kurfürst Ludwig VI. (Regierungszeit: 1576 – 1583) und dann auch von dem in Lautern residierenden Pfalzgrafen Johann Casimir (* 1543; Regierungszeit 1583 – 1592), dem „Jäger aus Kurpfalz“, gestattet worden, Krähen, Dohlen, Lerchen, Spatzen, Stare, Drosseln und Wildtauben zu fangen. Der Fang aller anderen Vögel war verboten, ganz ausdrücklich die Jagd auf Enten, Wildgänse, Schwäne und Feldhühner, denn dieses Getier war fürstliches Jagdgeflügel und fester Bestandteil der Mahlzeiten am Hof in Heidelberg und im Schloss des Pfalzgrafen in Lautern.

Noch im Mittelalter kannte man in Europa keinen Zucker. Süßen konnte man nur mit Bienenhonig. Die Imkerei, die sogenannte Zeidelwirtschaft, wurde mit Wildbienen betrieben, und die Imker/Zeidler erzielten gute Preise. Nicht nur der Honig war ein kostbares Gut; das Wachs war wertvoller Rohstoff für Kerzen, Schreibtafeln und Brief- oder Urkundensiegel. Erst mit der gelungenen Züchtung einer verwertbaren Zuckerrübe (in Deutschland 1747 bzw. 1812) verlor die Wald-Imkerei ihren beachtlichen Rang.

Wir haben von der Bruchlandschaft gesprochen, die Teile des Reichswaldes durchzieht, mit dem Wald eine Einheit bildet, und es ist daran zu erinnern, dass das Gesicht unserer heimatlichen Landschaft – über den Wald hinaus – Jahrhunderte lang geprägt war von vielen, oft erstaunlich ausgedehnten Wasserflächen, von einer großen Zahl von Weihern

und Wögen. Zudem war es bautechnisch kein besonderes Problem, in den wasserreichen Wiesentälern künstliche Weiher anzulegen. Diese Gewässer dienten der Fischereiwirtschaft. Hecht und Karpfen waren die wichtigsten Arten für den Fang.

Ein Teil der Fische wurde sogar – gesalzen – zum kurfürstlichen Hof nach Heidelberg angeliefert – bis zum Umzug des Kurfürsten Karl Theodor (1733 – 1799) im Jahre 1778 nach München war der Hof ein Großabnehmer – aber auch der Eigenverbrauch muss, der großen Zahl der Weiher nach zu schließen, ganz beachtlich gewesen sein. Allein in den sechs Gemeinden des Gerichts Weilerbach gab es etwa dreißig Wöge.

Die Fischerei war nach einem Weistum des Reichslandes ein Sonderrecht (!) der Reichswalddörfer, eine (Zitat:) Gerechtigkeit von Alters hergebracht bei Menschengedenken“, wie es in diesem Weistum aus dem Jahre 1500 heißt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden dann allerdings fast alle Weiher abgelassen und die Flächen in Wiesen, also in Weideland, umgewandelt. In der Weilerbacher Gemarkung finden wir noch heute die Namen einiger dieser Gewässer, z.B. die Gewannennamen „Schwarzweiher“ oder „Walberwoog“.

Ein Weilerbacher Bürger hat mir davon berichtet, dass in den 1930er Jahren, der Zeit der großen Arbeitslosigkeit, Erwerbslose das Recht in Anspruch nehmen konnten, durch die elende Arbeit des Wurzelstockgrabens ihre Vorräte an Brennmaterial aufzubessern. Diese Menschen schleppten dann den mit Stockholz hoch beladenen Handwagen – oftmals kilometerweit – nach Hause, wo als nächster kräftezehrender Arbeitsgang dann die Stöcke in handliche Teile zerlegt werden mussten, wobei die dazu benötigten Werkzeuge, wie Holz- oder Eisenkeile oder auch Vorschlaghämmer, oft von Familie zu Familie ausgeliehen wurden.

Und noch in den 1950er Jahren habe ich im Hof meines Großvaters staunend beobachten können, wie ganze Berge Stockholz von fleißigen und geschickten Männern für das Verfeuern im großen Backofen hergerichtet wurden.

Eine wichtige Einnahmequelle für viele Familien war im Sommer auch das Beeren sammeln. Am lohnendsten war – neben dem Pflücken von Walderdbeeren, Himbeeren und Brombeeren – das Sammeln von Heidelbeeren, die dann auf den städtischen Märkten, z.B. in Lautern und Landstuhl, angeboten wurden.

Der hohe Harzgehalt einiger Baumarten, wie Kiefer und Fichte, konnte ebenfalls genutzt werden. Solches Holz, das harzreiche Kienholz aus den Wurzelstöcken, besitzt eine hohe Brennkraft (durch den hohen Kohlenstoffanteil). Es wurde auf zweierlei Weise verwendet: einmal zum Feueranzünden und dann auch als häusliche Lichtquelle, oft in Form eines sogenannten „Lichtstockes“, an dem man die Kienholzspäne befestigen konnte. Von den im Reichswald unter unsäglichen Mühen gegrabenen Wurzelstücken wurden die Kienspäne abgespalten und von Kienholzhändlern von Haus zu Haus angeboten.

Wenn von den Waldberufen die Rede ist, dann darf natürlich eine, wenn auch zahlenmäßig kleine, aber für das Wohlergehen des Waldes ganz wichtige Berufsgruppe nicht vergessen werden: die Förster, die „Verwalter“ des Waldes, die Aufsichtführenden über alle anderen im Wald betriebenen Gewerbe.

Förster auf der einen, Bauern auf der anderen Seite, zwischen beiden Gruppen existierte allzu oft ein hohes emotionales Misstrauen. So wie manche Bauern gerne den Wald bewirtschaftet hätten, nämlich möglichst rasch einen möglichst großen und vielfältigen Nutzen aus ihm zu ziehen, so entschieden musste die Forstverwaltung gegen immer wieder drohende überzogene Eingriffe durch die Waldbauern einschreiten. Die uralten Spannungen zwischen Bauern und Förster über Jahrhunderte hinweg konnten immer wieder auf's Neue angefacht werden.

Der „Freischütz“, diese wunderbare Oper von Carl Maria von Weber (1786 – 1826), beginnt mit einer Szene, in der die bäuerliche Dorfbevölkerung Hohn und Spott über den Jäger Max ausgießt, der beim Wettschießen ausgerechnet dem Bauernburschen Kilian unterlegen ist. Der ganze „Freischütz“ (uraufgeführt 1821) – ein typisches Produkt der „Schwarzen Romantik“ – ist eine grandiose musikalische Darstellung des deutschen Waldes und seiner Bewohner. Höchst rationale Zusammenhänge wechseln sich in diesem großartigen Werk mit ungeheuer emotional-mystischen Handlungselementen ab.

Im 18. Jahrhundert bestand das Forstpersonal aus den Forstmeistern, den Oberförstern sowie den Forstknechten. Die Forstknechte waren auch dazu da, für die adeligen Herrschaften das gewünschte Wild zu liefern. Man verwendet für diese Leute auch die Berufsbezeichnung „Jäger“.

Wenden wir uns der Beschreibung dreier ausgewählter Waldberufe zu, um zu erahnen, welche Mühe die Praxis dieser Tätigkeiten für die Ausübenden bereit hielt.

Beginnen wir mit der Pottaschegewinnung, beim Beruf des Pottaschesieders: Pottasche ist ein Kalisalz (Kaliumkarbonat) und war bis ins 19. Jahrhundert hinein unersetzlich beim Färben von Stoffen, in der Medizin bei der Herstellung von Medikamenten. Vor allem aber verwendeten die Hausfrauen die Pottasche als Waschmittel und als Weich- und Weißmacher für das Leinengewebe. Dieses Material war also in der damaligen Zeit ein unentbehrlicher Stoff für eine Vielzahl von Anwendungsmöglichkeiten sowohl im häuslichen als auch im industriellen Bereich.

Der erste Schritt bis zum Endpunkt bestand darin, genügende Mengen Asche (zumeist von Buchenholz) zur Weiterverarbeitung zur Verfügung zu haben. Reinhard Blauth schreibt davon, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts professionelle Aschesammler in den sechs Dörfern des Gerichts Weilerbach unterwegs waren, um die Herdasche einzusammeln und diese dann an die Spezialisten – die Pottaschebrenner oder –sieder in ihren Hütten im Wald – weiterzuverkaufen. Die in Säcke gefüllte Asche wurde auf Handkarren oder Wagen zur Verarbeitung transportiert. An den Sammelplätzen wurden zudem große Mengen Holz verbrannt, um genügend Asche für die Anreicherung mittels Lösung der Salze durch Auswaschen oder durch Auslaugen mit Wasser und anschließendem Eindampfen in großen Kesseln zu haben. Ein solcher Kessel – ein „Pott“ – ist ja auch Namensgeber für die ganze mühselige Prozedur bzw. für den Beruf.

Welch außerordentlich rohstoffverschlingender Prozess dabei ablief, wird deutlich, wenn man weiß, dass maximal gerade einmal fünf Hundertstel aus dem Volumen eines Kubikmeters Buche oder Fichte als Pottasche verblieben. Entsprechend hoch war dann auch der Preis für das weiße pulverige Endprodukt.

Flurnamen sind Hinweise auf Standorte früherer Pottaschehütten. So kennen wir bei uns den zwischen Schwedelbach und Reichenbach-Steegen rechts der Landstraße vor dem Wald gelegenen Pottascheweier als Ort der Aschegewinnung.

Auch den zweiten Beruf kennzeichnen größte Mühen und teils sehr risikoreiche Arbeitsvorgänge. Es ist das Handwerk des Harzbrenners:

Viele Flurnamen belegen die Existenz einer großen Zahl sogenannter Harzhütten, die mit ihren Öfen eine ganze Palette von Endprodukten aus dem Harz der Kiefer oder der Fichte lieferten. Die Bandbreite reichte vom weißen oder gelben Pech der Fichte über das nicht flüssige Kolophonium bis zum Terpentinöl. Harz diente zur Herstellung von Lacken, Firnissen, Papierleim und – für den bäuerlichen Fuhrpark sehr wichtig – zur Wagenschmiere. Auch die Dichtigkeit der Bierfässer war garantiert durch das Ausstreichen mit Fichtenharz. Ein begehrtes Nebenprodukt der Harzbrennerei war das nur in kleinen Mengen gewonnene Harzöl, das bei Verletzungen aller Art gute Dienste leistete.

Noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zogen Harzkrämer von Haus zu Haus und boten ihre Ware zum Kauf an.

Kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert, in den 1894/95er Jahren, wurden im südlichen Weilerbacher Teil des Reichswaldes beim Einsiedlerhof die letzten beiden Harzöfen abgebrochen.

Reinhard Blauth zitiert in seinem großartigen Werk über das Reichswalddorf Weilerbach die ausführliche Beschreibung der Arbeitsgänge beim Harzbrennen, wie sie der Lehrer und spätere Schulrat Alois Schäfer 1929 detailgenau niedergeschrieben hat. (Siehe Reinhard Blauth, „Reichswalddorf Weilerbach“, Seite 220-222). Aus Schäfers Text sollen einige Abschnitte die Vorgänge illustrieren (Zitat):

„Jeder Harzofen bestand aus dem inneren Teil oder eigentlichen Ofen, in dem das Kienholz aufgeschichtet wurde, und dem Mantel, der den Ofen derart umgab, dass zwischen beiden ein leerer Raum, der sogenannte Feuerweg, frei blieb. Am Boden des Kienofens befand sich eine Abflussröhre für das flüssige Harz sowie eine Öffnung, welche einen Mann bequem durchließ. Im Mantel selbst war eine ähnliche Öffnung zum Schüren des Feuers. Besonders das Herbeischaffen des Rohmaterials kostete viel Mühe. Waldarbeiter aus den umliegenden Ortschaften schlossen sich zu einer sogenannten „Partie“ zusammen, der die Aufgabe zufiel, das Kienholz aus Wald und Moor heranzubringen..... Die Bäume des Reichswaldes wurden in jener Zeit gegraben, d.h. mit dem Wurzelstock umgelegt. Die Stöcke wurden abgesägt und zur Brennstelle gebracht. Beim Torfgraben im nahen Bruch stießen die Arbeiter häufig auf Baumstämme, die bereits seit Jahrhunderten im sumpfigen Boden lagen. Diese Klötze wurden zunächst in kleine Stücke gerissen. Dann hieb man die harzhaltigen Teile heraus und richtete sie keilförmig zu. Das Überbleibsel diente als Brennholz, um den Ofen mehrere Tage in Glut zu halten. Damit das Brennen unter völligem Luftabschluss erfolgen konnte, da sonst der leicht brennbare Kien sich sofort entzündet hätte, musste zuletzt der Kienofen gewissenhaft mit Lehm luftdicht verschlossen werden.

So verwandelte die Hitze zunächst die in dem Kienholz enthaltene Feuchtigkeit in Dampf, der zischend aus der Abflussröhre entwich. Der eigentliche Harzfluss setzte erst am zweiten Tag ein und hielt etwa acht Tage an. Wenn der Brand völlig ausgenützt und der Ofen erkaltet war, dann begann das Ziehen.

Die zugemauerte untere Pforte wurde geöffnet und mit langen Stangen die Holzkohlen herausgezogen, um als Nebenprodukt ebenfalls Verwendung zu finden. Die größeren Stücke wanderten zu den Gienanth'schen Walzwerken, während der Grieß und die kleinen Stücke von den in Weilerbach, Rodenbach und Schwedelbach wohnenden Nagelschmieden sackweise für einen Groschen gerne gekauft wurden.

Der Lohn der Harzbrenner war kärglich und richtete sich nach der Menge des gewonnenen Harzes, das an die Eigentümer der Öfen, in Tonnen und Fässern eingefüllt, abgeliefert wurde“ (Soweit die Auszüge aus dem Bericht des Alois Schäfer).

Bei der Harzgewinnung wurde im 19. Jahrhundert auch das sogenannte Rissverfahren praktiziert: Dabei wurde die Rinde einer Kiefer oder Fichte fischgrätartig angerissen. So konnte das Harz in ein Auffanggefäß fließen und anschließend in den Harzöfen weiterverarbeitet werden. Entlang des kerzengerade in Ost-West-Richtung verlaufenden Weges durch das Einsiedler Bruch kann man heute noch die stattlichen Kiefern sehen, denen im 19. Jahrhundert auf diese Art das Harz „entrissen“ wurde.

Für ein drittes Beispiel einer typischen Beschäftigung im Reichswald soll der Blick geworfen werden auf eine mühselige und sehr gefährliche Arbeit, der insbesondere ärmere Familien aus den Reichswalddörfern nachgingen, nämlich dem Sammeln von Kiefernzapfen, dem „Hutzelnbrechen“, wie es in der Westpfalz hieß. Und bekannt ist sicherlich auch der schöne Name für das ehemalige Forsthaus südlich der Rodenbacher „Alten Steige“, an der früheren Straße nach Kaiserslautern, nämlich die „Hutzelhütte“ in der Nähe der „ALTEN EICHE“.

Die Rodenbacher Samendarre gehörte einmal zu den vier größten Einrichtungen dieser Art in der Pfalz. Während der französischen Zeit unserer Heimat z.B. lieferten diese „Klengen“ genannten Bauwerke in durchschnittlichen Samenjahren jeweils bis zu 12.000 Pfund Baumsamen.

Wie aber sieht die Praxis des Hutzeln sammelns, dieser artistisch anmutenden, saisonabhängigen Nebenerwerbsbeschäftigung aus? Helmut Seebach schildert es so: Der Vater und mit ihm häufig auch schon die heranwachsenden Söhne schwangen sich per Steigeisen in die Kiefernkronen und zupften die noch grünen, aber geschlossenen Zapfen ab, indem sie mit einem an einem langen Stock befestigten Haken die Äste herbeizogen. Ein zu einem Reif gebogener Draht sorgte für eine genügend große Öffnung des Sackes zum Hineinwerfen des wertvollen Materials. Einzige Sicherung beim Herumturnen in luftiger Höhe war ein Seil! Die tägliche Sammelmenge betrug zwischen eineinhalb und zwei Zentner grüne Zapfen, was etwa drei bis vier Mark einbrachte. Nach dem Pflücken kamen die Zapfen in die Dörre, wo sie auf Rosten getrocknet und schließlich ausgedroschen wurden, wenn sich die Schuppen geöffnet hatten.

In Rodenbach handelte es sich im Gegensatz zu einer Ofendarre um eine sogenannte Sonnendarre, auf der das Material in der warmen Frühlingssonne ausgebreitet wurde, bis sich die Zapfen öffneten. In den 1880er Jahren wurde an der Rodenbacher „Hutzelhütte“ der Betrieb eingestellt.

Bei dem einen oder anderen meiner Schulkameraden vom Sandhübel hatte ich Mitte der 1950er Jahre staunend Exemplare alter Steigeisen gesehen. Wir waren uns nur nicht mehr darüber im Klaren, welchen Zwecken sie einst früheren Generationen gedient hatten.

Es lohnt sich, eine sehr interessante und aufschlussreiche Episode aus der Zeit des Bauernkrieges von 1525 genauer zu betrachten. Es geht dabei um die einmalige, ganz erstaunliche Tatsache, dass Bauern des Gerichts Weilerbach zusammen mit Standesgenossen aus den Gerichten Ramstein, Steinwenden und Kübelberg sich nicht mit ihren aufständischen Kollegen verbündeten, sondern –und dafür gibt es meines Wissens im ganzen deutschen Bauernkrieg keine Parallele – einem ganzen Kriegshaufen rebellischer Bauern, dem sogenannten Kolbenaufen, der sich im Wasgau und dem angrenzenden Unterelsaß zusammengerottet hatte, aktiv entgegenstellten und die Auführer den Kurfürsten Ludwig V. den Friedfertigen (Regierungszeit 1508 –1544), gefangen nahmen.

In unserer Weilerbacher Volksschule gab es im Bestand der großformatigen Bildtafeln zu historischen Ereignissen den Schwarz-Weiß-Druck eines Freskos des im 19. Jahrhundert sehr bekannten Münchner Historienmalers Ferdinand von Piloty (1828 – 1895). Unter anderem hatte dieser Künstler vom bayerischen König Max II. den Auftrag erhalten, eine Reihe von Wandbildern zur Geschichte des Hauses Wittelsbach für das bayerische Nationalmuseum in Freskotechnik anzufertigen.

Und so entstand als eines von fünf Fresken Pilotys eine Szene, zu der die folgende Untertitelung gehört (Zitat): „Die treuen Bauern von Weilerbach und Ramstein nehmen die aufrührerischen Bauern des Kolbenaufens für den Kurfürsten gefangen“.

Wir können das Original dieser großformatigen Historienmalerei leider nicht mehr betrachten. Das Fresko wurde vom Nationalmuseum, dem späteren Münchner Völkerkundemuseum, in die Hofgarten-Arkaden der Residenz gebracht und dort bei einem Bombenangriff des 2. Weltkrieges zerstört. Das Bildarchiv der Universität Marbach aber besitzt Fotos der Fresken, und ein guter Abzug „unseres“ Bildes wurde uns zur Verfügung gestellt.

Worauf spielt die künstlerisch ausgeschmückte Szene so detailreich an?

Wir sind im letzten Jahr des deutschen Bauernkrieges. Begonnen hatte die Revolte der Bauern bereits mit den Erhebungen süd- und mitteldeutscher Aufständischer noch vor der Wende zum 16. Jahrhundert. Und 1525 kommt es dann in der Pfalz zu schweren Auseinandersetzungen, zu einer Orgie von Gewalt, Plünderung und Zerstörung. Beide Seiten – die Fürsten, der Adel und die Geistlichkeit auf ihren Schlössern, Burgen und in ihren Klöstern einerseits, die Bauernhaufen, die durch die Lande ziehen, andererseits – stehen sich nahezu unversöhnlich gegenüber.

Kurfürst (Pfalzgraf) Ludwig hatte bei einer Verhandlungsrunde in Forst bei Neustadt den Vertretern der vorderpfälzischen Bauern die Prüfung der berühmten „12 Artikel“ der schwäbischen Bauern (im März 1525 von Sebastian Lotzer in Memmingen formuliert) versprochen, und es war dem Kurfürsten auch gelungen, die Aufständischen zu beruhigen, so dass diese auseinandergingen.

Bald aber rotteten sich wieder einzelne Haufen von Plünderungen, zu Zerstörungsexzessen und zu Mord und Totschlag zusammen. Insgesamt sechs verschiedene Bauernheere – „Haufen“ genannt – waren inzwischen wieder im Raum des südlichen Pfälzerwaldes und auch schon im Reichswald unterwegs und verrichteten ihr systematisches Zerstörungswerk.

Heimgesucht, erobert, besetzt und verwüstet wurden die Burgen Gräfenstein, Lindelbrunn, Landeck, die Ramburg und Elmstein. Kampflös ergaben sich Annweiler und Bergzabern. Dann zog man Richtung Landau, um sich mit dem gerade entstandenen Lauterer Haufen zu

vereinigen. Ergebnis war die Verwüstung des Klosters Otterberg und des Frauenklosters Fischbach bei Hochspeyer. Der Versuch, auch die Burg in Schallodenbach zu stürmen, scheiterte an der Gegenwehr des Burgherrn Phillip von Gonthheim.

Die Männer des „Lauterer Haufens“, zusammen mit dem „Kolbenhaufen“ insgesamt etwa 1.200 Kämpfer stark, hatten gerade die Hohenecker Burg erobert, als es in unserer Heimat zu einer spektakulären Wende in dem gewalttätigen Geschehen kam.

Wir folgen und vertrauen in dem Zusammenhang in den wesentlichen Zügen dem Bericht des kurfürstlichen Sekretärs Peter Harer:

Es ist der 25. Mai 1525. An diesem Tag versammeln sich an die 500 Bauern der Gerichte Weilerbach, Ramstein, Steinwenden und Kübelberg, marschieren den Aufständischen entgegen und entwaffnen – wohl nach einer hitzigen verbalen Auseinandersetzung und unter Mitwirkung von Amtsleuten der Kurpfalz und wohl auch mit Unterstützung kurfürstlicher Landsknechte – die Männer des „Kolbenhaufens“, bevor diese weiteres Unheil anrichten können.

Als Lohn für die Treue seiner bäuerlichen Untertanen überlässt der Kurfürst den mutigen Landleuten die von den Auführern mitgeführte Beute. Die feindlichen Bauern aber dürfen dank der Gnade Ludwig V. ohne Bestrafung auf ihre Höfe zurückkehren.

Welche Schlüsse lassen sich aus dieser einmaligen Episode ziehen?

Möglicherweise fühlten sich unsere hiesigen Bauern von ihrem Landesherrn weniger ausgebeutet als die Standesgenossen in anderen Teilen Südwestdeutschlands. Es kann auch sein, dass sie das zögernde Taktieren Ludwigs seit den Tagen der Forster Verhandlungen zu der Annahme verführte, mit dem Landesherrn könne man zu seriösen Vereinbarungen und zur erneuten Festschreibung der althergebrachten Rechte kommen.

Vielleicht waren unsere Vorfahren auch gewarnt durch die sich häufenden schweren militärischen Niederlagen der bäuerlichen Gewalthaufen im süd- und südwestdeutschen Raum. Das grauenvolle Abschlachten von rund 2.500, manche Quellen sprechen von über 5.000 toten Aufständischen, durch die Truppen des Kurfürsten am 23. und 24. Juni des gleichen Jahres in der Schlacht von Pfeddersheim bei Worms sollte ja erst vier Wochen später stattfinden. Die Landsknechte Ludwigs hatten an den sich hinter den Mauern von Pfeddersheim allzu sicher fühlenden 8.000 Bauern ein grausames Exempel statuiert.

Es ist wohl nicht allzu gewagt davon auszugehen, dass bei der Erklärung für das überraschende Verhalten der Bauern aus den vier Gerichten der Reichswald mit seinen uralten Berechtigungen eine ganz entscheidende Rolle gespielt hat. Der vollständige Verlust oder zumindest die Einschränkung dieser existenziellen Rechte im Falle eines Wechsels auf die Seite der Auführer wäre bei einer Niederlage gegen das Landknechtsheer des Kurfürsten gewiss gewesen.

Die Bauern aus den Reichswaldgemeinden hatten offensichtlich soviel Weitsicht, dass sie mit Blick auf ihre privilegierte Stellung bezüglich der historisch gewachsenen mit dem Reichswald verbundenen Rechte sich klug und richtig entschieden. Man riskiert nicht um eines zeitlich vielleicht sehr begrenzten Vorteils willen die hart erkämpften und für ein halbwegs gesichertes Leben so wichtigen Berechtigungen.

Unsere Bauern in den Reichswaldgemeinden waren sich der Einmaligkeit ihrer privilegierten Stellung offenbar bewusst.

Nach unserem Streifzug durch den Reichswald, dem Blick auf die Geschichte seiner Namensgebung, auf Rodungszeiten und Jahre der Neubesiedlung, auf die Sonderberechtigungen für die Bewohner, auf typische Berufe und Beschäftigungen, können wir festhalten:

Dieser Wald war jahrhundertlang tatsächlich eine fast unerschöpfliche Quelle des Lebens, die wichtigste wirtschaftliche Basis für das Überleben seiner bäuerlichen Bevölkerung, eine Art Lebensversicherung, eine Bereicherung für das Dasein der Menschen.

Die Gemeinde Weilerbach aber hat sich spätestens seit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert aus ihrer Lebensgemeinschaft mit dem Wald endgültig gelöst. Auch unser Dorf konnte und wollte sich den gewaltigen Strukturwandlungen, die die unvermeidlichen Begleiterscheinungen der industriellen Entwicklung der beiden letzten Jahrhunderte waren, nicht entziehen.

Der endgültige Abschied vom Wald als einer beziehungsreichen Stätte der Daseinsvorsorge, des haupt- und nebenberuflichen Arbeitens, beachtlicher emotionaler Bindungen vollzog sich wohl in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg mit ihren geradezu umstürzenden Veränderungen in praktisch allen Bereichen des menschlichen Lebens.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat als Siebenjähriger an einem strahlend schönen Sommertag des Jahres 1951 zusammen mit Mutter und Bruder und Hunderten Einwohnern von Weilerbach und Rodenbach im Bereich der heutigen K25 in Richtung Einsiedlerhof die Stunden erlebt, in denen es zum letzten Mal die Gelegenheit gab, die Straßen, Wege und Pfade unseres südlichen und südwestlichen Waldes – des Reichswaldes – zu betreten, ehe sich die mit Stacheldraht bewehrten Tore des vom US-Militär beanspruchten Geländes für alle Zivilisten endgültig schlossen.

Das „Kindsbacher Sträßchen“ – wie es hier bei uns genannt wurde und wie es für mich damals nicht nur eine Namensgebung, sondern auch eine von lebendiger Erinnerung begleitete, oft gegangene Wegstrecke durch den Wald gewesen war – dieser Verbindungsweg zum südlichen Reichswaldrand war uns jetzt für alle Zeiten verschlossen.

Rund 600 ha Wald, knapp 40 % der Weilerbacher Gemarkung, waren von da an für die Bürger unseres Dorfes nicht mehr zugänglich. Und selbst wir Kinder verspürten in diesen Stunden eine eigenartige Ahnung von undefinierbarem Verlust, der diesen Tag im Jahre 1951 zu etwas Besonderem machte.

Der Wald hat heute als Weidefläche, als Lieferant großer Mengen von Brennmaterial, als Produzent von Streu längst ausgedient, und die Schweinemast findet jetzt in weitgehend automatisierten Stallungen statt. Die Bedeutung des Waldes als Arbeitsplatz und als Geldquelle – auch für die öffentlichen Haushalte – ist zur Nebensächlichkeit geworden.

Aber: Der Wald gewinnt als Lebensraum, als Anbieter wohltätiger Leistungen – für den Klimaausgleich, die Wassergewinnung, den Emissionsschutz, für uns Menschen und für unzählige Lebewesen der Flora und Fauna – zunehmend eine neue Bedeutung.

Über diesen gravierenden Bedeutungswandel hinaus lernen wir vielleicht alle den Wald wieder neu und mehr zu schätzen.

Januar 2013
Kurt Schäfer

LITERATURVERZEICHNIS

Arens, Detlev: „DER DEUTSCHE WALD“, Komet-Verlag GmbH, Köln, ohne Jahrgang

Blauth, Reinhard: „Reichswalddorf Weilerbach“, hrsg. von der Gemeindeverwaltung Weilerbach, Verlag Arbogast Otterbach, 1964

Bußer, Wilhelm: „Der Reichswald und sein Gebrüch“, hrsg. von der Reichswaldgenossenschaft Kaiserslautern, Druck H. Paqué, Ramstein-Miesenbach 1, 1973

Friedel, Franz: „100 Jahre Reichswaldgenossenschaft Kaiserslautern“, Buchdruckerei F. Wilms, Kaiserslautern, 1951

Friedel, Heinz: „Der Reichswald bei Kaiserslautern“, hrsg. von der Reichswaldgenossenschaft Kaiserslautern, Ges.herst. H. Paqué, Ramstein-Miesenbach 1, 1989

Geiger, Preuß, Rothenberger: „Der Pfälzerwald“, Porträt einer Landschaft“, Verlag Pfälzische Landeskunde, Landau, 1987

Haun, Dieter: „Militärische Inanspruchnahme des Reichswaldes“, in: Friedel, Heinz: „Der Reichswald bei Kaiserslautern“, Kaiserslautern, 1989, S. 217-219

Kohle, Armin: „Kleine Geschichte der Kurpfalz“, Buchverlag G. Braun, Karlsruhe, 2005

Nabinger, Hermann: „Ausgestorbene Berufe im Pfälzerwald“, in: „Heimatjahrbuch 2013 des Landkreises Kaiserslautern“, hrsg. von der Kreisverwaltung Kaiserslautern, Verlag Rolf Schmiedel, Kaiserslautern, S. 144-155

Moersch, Karl: „Geschichte der Pfalz. Von den Anfängen bis zum 19. Jahrhundert“, Pfälzische Verlagsanstalt, Landau, 1987

Paul, Roland: „Von alten Berufen im Pfälzerwald“, in: Geiger, Preuß, Rothenberger: „Der Pfälzerwald. Porträt einer Landschaft“, Verlag Pfälzische Landeskunde, Landau, 1987, S. 239-252

Radkau, Joachim: „Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt“, Band 3 in der Reihe Stoffgeschichten, Gesellschaft für ökologische Kommunikation, München, 2012

Seebach, Helmut: „Altes Handwerk und Gewerbe in der Pfalz/Pfälzerwald“, Band 3, Bachstelz-Verlag H. Seebach, Annweiler-Queichhambach, 1994

Stern, Horst; Hrsg.: „Rettet den Wald“, Kindler Verlage GmbH, München

Stern, Horst: „Waldeslust, gestern, heute, morgen“, in: Stern, H.: „Rettet den Wald“, S.20-26

Plochmann, Richard: „Mensch und Wald“, in: Stern, H.: „Rettet den Wald“, S. 135-170

Wallesch, Werner: „Das Landstuhler Bruch“, Veröffentlichung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Verlag der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Speyer, 1966

Weidmann, Werner: „Schul-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Pfalz“, Verlag Arbogast Otterbach, 1999

Wünschel, Hans-Jürgen: „Der Pfälzerwald als militärischer Raum“, in: „Der Pfälzerwald. Porträt einer Landschaft“, S. 73-92